

Spuren in Glas

Mirjam Mehnert

Copyright © 2024 Mirjam Mehnert
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN: 9798344325668
Imprint: Independently published

Dieses Buch ist eine Liebeserklärung an meinen Bruder,
der meine Kindheitserinnerungen teilt
und mich in jeder Facette meiner Persönlichkeit
und jeder Lebensphase kennt.

Es ist eine Hommage an meine Familie und alle Menschen, die
mir das Gefühl von Heimat und Verbundenheit schenkten.

Ich schreibe sie dankbar im Gedenken an meine Großeltern,
denen ich einen wesentlichen Teil
meiner sorglosen Kindheit verdanke.

Und sie ist für dich, Tobias.
Du hast mich gefragt, ob ich die Geschichte verstanden habe.
Das ist meine Antwort.

Von Mirjam Mehnert sind bisher erschienen:

Romane

Als das Schweigen sang

Elio tanzt

Die Samtschleifenreise

Lyrikbände

Mein Herz und deine Seele

Journals & Impulstexte

Der Liebe geschenkt

Meine Jahresschreibreise

Der Ton eines schwebenden Schweigens – Das ganz andere Tagebuch für die Raunächte

... ein persönliches Wort zuvor ...

Ich bin eine Sammlerin. In meinem Besitz befinden sich tausende Fotos, alte Briefe, Tagebücher, Spruchkarten, Zeitungsartikel, Kristallschüsseln, Glasfiguren, Souvenirs, Silberbesteck, Metallschilder und sogar das Kostüm, das meine Großmutter zu ihrer Goldenen Hochzeit trug. Sie alle sind Schätze, aus denen ich meine Geschichten schöpfe und zu Papier bringe. Diese ist eine davon.

Wenn Sie dieses Buch zur Hand nehmen, halten Sie gleichsam das fest, was ich darin eingeschlossen habe: Meine Kindheitserinnerungen mit den Orten, die dazugehören, den Gerüchen und Geräuschen, den Bildern und Gefühlen.

Nein, ich erzähle nicht die Geschichte meiner eigenen Kindheit und auch nicht die Geschichte meiner Familie. Und doch habe ich sie und die dazugehörigen Personen und Ereignisse auf die eine oder andere Weise eingeflochten und erzähle nirgendwo wie hier mich selbst.

Für alle, die auf der Suche nach Wahrheit sind: Ja, die Douglassie steht immer noch. Ja, die Häuser hat es tatsächlich gegeben und gibt es immer noch. Nur die Peitsche konnte ich nicht retten. Und der Reisekorb hat immer noch keine neuen Schlösser.

Sind Sie neugierig genug? Dann werden Sie Teil meiner Familienschnitzeljagd.

Und für alle, die gern auch das letzte Drittel des Buches verstehen möchten: Ein Mini-Wörterbuch „Österreichisch-Deutsch“ ist ganz hinten zu finden. Und auch alle Lieder, die mich beim Schreiben begleitet haben und im Buch verbaut sind, in einer Playlist.

Viel Spaß beim Lesen und Nachhören wünscht Ihnen Mirjam Mehnert

Prolog

Zwölf Jahre lang wuchs ich als unbeschwertes Landkind in den Bergen auf, bis sich meine Eltern trennten.

Wie jeder Pionier war ich daran gewöhnt, dass der Unterricht montags erst nach dem Fahnenappell anfang. Mindestens fünfzehn Minuten standen wir klassenweise bei Sonne, Wind und Regen in einem drei mal zwei Meter großen Rechteck, das mit weißer Farbe auf den Schulhof gemalt und mit der Zahl unseres Jahrgangs beschriftet war. Bis zur vierten Klasse trugen wir blaue, und später rote Halstücher. Jedes Vergessen zog einen Eintrag ins Klassenbuch nach sich.

Zu den Großereignissen wie dem Todestag von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht oder dem Geburtstag von Ernst Thälmann dauerte der Appell etwas länger, und vor der Zeugnisausgabe nahm er schier kein Ende. Zu aktuellen Anlässen wie dem Tod von Leonid Breschnew, den wir nicht kannten, rief man uns außerplanmäßig auf den Hof. Ich war damals sieben Jahre alt und hatte keine Ahnung, warum wir um einen Mann, der uns nichts bedeutete, trauerten und sogar eine Wandzeitung dazu anfertigten.

Jeden Mittwoch stand ein Pioniernachmittag auf dem Programm. An die meisten davon erinnere ich mich nicht, nur an einen: den Talentwettbewerb. Ich sang *Ein bisschen Frieden* von Nicole. Das war 1982, kurz nachdem sie mit dem Lied den *Eurovision Song Contest* gewonnen hatte, der damals *Grand Prix Eurovision de la Chanson* hieß. Keine Ahnung, wer es petzte, aber meine Eltern wurden zur Schulleitung zitiert, die wegen dieser Gesangsdarbietung Verbindungen in den klassenfeindlichen Westen witterte. Zum Glück sang eine Mitschülerin an diesem Nachmittag direkt nach mir ein Lied über den italienischen Pinocchio statt den russischen Buratino, und wir kamen alle ungeschoren davon.

Manchmal nahm meine Mutter die Bücherreihen und Bilderahmen im Wohnzimmer auseinander und inspizierte den Wandteppich auf der Suche nach heimlich deponierten Stasi-Wanzen. Den wahren Grund dafür erfuhr ich erst später. Freilich hatte man uns davor gewarnt, politische Witze zu erzählen. Inhalte des Westfernsehens verschwieg man besser, und die Antworten für die Klassenarbeit im Fach Staatsbürgerkunde kannten wir alle vorher. Die Heimlichtuerei, das Versteckspiel und die Bauernschläue waren uns von Kindesbeinen an vertraut.

Jeden Samstag sammelten wir Altstoffe, was bedeutete, dass wir mit einem Handwagen durch die Straßen zogen und wahllos an den Türen der Neubaublöcke klingelten. Wenn jemand den Kopf zum Fenster hinaus steckte, brüllten wir unseren Satz: „Ham‘ Se Flaschen, Gläser, Altpapier?“ hinauf. Was wir hamsterten, verwandelten wir an der Annahmestelle in bares Geld. Vorher vertauschten wir die Heftpflaster mit den Namen der Wohnungsinhaber in zufälliger Anordnung neben den Klingelknöpfen.

Ich marschierte gern zum 1. Mai mit meiner Pappfriedensstaube, die auf einer Vierkanteleiste steckte, an der bunte Bänder aus Krepppapier wehten. Wir alle liebten diese Umzüge vornehmlich deshalb, weil uns der Weg am Ende schnurstracks auf den Rummel führte, wo wir Karussell fahren und Zuckerwatte aßen, bis wir Bauchschmerzen bekamen.

An fast allen Schultagen pendelte ich mit meinen Geschwistern zwischen dem Dorf, in dem wir lebten, und der nahegelegenen Kleinstadt hin und her. Unsere Großeltern, Opa Christoph und Oma Lenchen, wohnten dort, und wir verbrachten die Nachmittage oft bei ihnen.

Nach der Trennung zogen wir mit unserer Mutter zu ihrem neuen Freund in eine Altbauwohnung in der nächstgelegenen Universitätsstadt. Den Eintritt in die Freie Deutsche Jugend

verwehrte sie uns. Bis auf diese Ausnahme erlebte ich eine normale DDR-Kindheit.

Ich gehörte zum ersten Abiturjahrgang nach der Wende, studierte Medizin und wurde gleich im Anschluss im Universitätsklinikum übernommen.

Trotz eines so lückenlosen und hinlänglich erfolgreichen Lebenslaufs litt ich bis ins Erwachsenenalter an den Stolpersteinen meiner Biografie. Sie verfolgten mich ohne das Zutun der DDR als Teil eines unbekanntes Familienerbes über Jahrzehnte. Vier Generationen und knapp achtzig Jahre lang hing es an uns wie das Brandzeichen einer Herde, ohne dass wir es in Worte zu kleiden vermochten.

Wie zufällig stießen wir an einem kalten Januartag darauf. Was wir fanden, offenbarte die Wunden unserer Vergangenheit und veränderte jeden von uns, weil wir einander mehr brauchten, als wir es für möglich hielten.

Jede Familie hat ihre Geschichte und ihr Geheimnis. Ich empfand die unsere als eine von vielen in einer sozialistischen Diktatur, bis ich eines Besseren belehrt wurde, denn das Schicksal hat überall seine Hände im Spiel.

... und das ist meine Familie:

Elisa Winterhalter, das bin ich. Meine Spitznamen sind Lieschen, Liz oder Lizzy.

Max und Lotti Winterhalter, meine Großeltern väterlicherseits

Christoph und Margarethe „Lenchen“ Hersmann, meine Großeltern mütterlicherseits

Victor Wellenborn, Oma Lenchens jüngerer Bruder

Michael „Mikosch“ Winterhalter, mein Vater

Perdita Perez, die argentinische Lebensgefährtin meines Vaters

Doris „Fanny“ Winterhalter, meine Mutter

Dietrich „Tiede“ Maes, der belgische Lebensgefährte meiner Mutter

Dina Winterhalter, meine Halbschwester (die Tochter meines Vaters)

Tobin „Tevje“ Winterhalter, mein Bruder

Mayumi „Mi“ Tamaki, die japanische Freundin meines Bruders

Kapitel 1

Freitag, 09. Januar 2009

„Und, haben Sie morgen wieder Nachtdienst, Frau... äh...?“

„Winterhalter. Dr. Winterhalter.“

Die Augen des Chefarztes klebten etwa auf der Höhe meines Namensschildes. Ich nahm an, dass er zum wiederholten Male die zu erwartende Körbchengröße abschätzte. Seinem Blick nach zu urteilen, griff er mir in Gedanken schon lustvoll in den Kittel. Ich bedachte die weiße Gestalt neben mir mit einem missfälligen Seitenblick und unterdrückte einen angewiderten Laut. Er lauerte auf meine Antwort.

„Ich habe ab morgen Urlaub, Dr. Lutow.“

„Wie schade. Dabei sind die Feiertage doch vorbei.“

„Genau.“

Als einzige kinderlose Stationsärztin übernahm ich in jedem Jahr freiwillig die Feiertagsdienste im Krankenhaus. Wenn die Familienmenschen aus den Weihnachtsferien zurückkehrten, verkroch ich mich zwei Wochen zwischen Badewanne und Couch. Diese Auszeit ließ ich mir nicht gern verderben.

Dr. Lutow entriss der verduzten Stationschwester das Klemmbrett und hielt es mir unter die Nase. „Sie haben doch so eine schöne Stimme. Wenn Sie da wohl die aktuellen Werte vortragen könnten.“ Er grinste anzüglich. Die Öse, ihrer Aufgabe beraubt, schürzte verächtlich die Lippen und schüttelte den Kopf. Ein paar jüngere Schwestern kicherten hinter vorgehaltener Hand, einige Ärzte nickten zustimmend mit ebenfalls amüsierten Gesichtern.

Ich las die wenigen Informationen rasant und mit monotoner Stimmlage vor. „Frau Frohberg, Zustand nach laparoskopischer Cholezystektomie vor drei Tagen mit

komplikationsfreiem Verlauf, Heilungsverlauf ebenfalls ohne Auffälligkeiten, Werte alle im Normbereich.“

„Schön, Sie können dann Montag nach Hause.“ Er wandte den Blick sofort wieder weg von der Patientin in Richtung Stationsschwester. „Verbandwechsel morgen früh nochmal.“ Die Frischoperierte holte Luft, um etwas anzumerken, doch Dr. Lutow stand schon am Nachbarbett, in dem ein junges Mädchen lag. Der Akte zu entnehmen, war sie gestern Abend mit einer Gehirnerschütterung eingeliefert und zur Beobachtung dabehalten worden. Dr. Lutow warf einen Blick über meine Schulter auf das Klemmbrett und kniff die Augen zusammen, als könne er das Geschriebene nicht deutlich erkennen. Sein Atem streifte meine Wange. Fast hätte ich gewürgt. „Und Sie?“ Die Frage galt der Patientin.

„Ich bin beim Bettenmachen auf mein Fensterbrett gefallen“, informierte sie ihn, doch da war er schon unterwegs zur Tür. „Dann machen Sie halt keine Betten mehr!“, rief er lachend, und wir stratzten wie eine Entenfamilie hinter ihm her auf den Flur hinaus.

Eine Schwesternschülerin tauchte wie ein Schatten an meiner Seite auf und flüsterte mir zu, dass ein dringender Anruf auf mich warte. Ich gab der Stationsschwester das Klemmbrett zurück, froh über den Zwischenfall, der mir das Entkommen aus der Visite bescherte.

„Ich könnte Ihnen einen Pager zukommen lassen für Notfälle.“ Dr. Lutow lachte unpassend. „Dann brauchen Sie nicht die Azubis zu schicken. Ist bestimmt bloß wieder bei einem die Luft weg ...“

Den Rest hörte ich nicht mehr. In Situationen wie diesen malte ich mir oft aus, wie er mich altersgram in meiner eigenen Hausarztpraxis aufsuchte, wo ich ihm mit schadenfrohem Grinsen die von der Kasse bezahlten Inkontinenzmittel verschrieb.

Meine Niederlassungsbemühungen als Hausärztin lagen etwas über zwei Jahre zurück. Ich hatte mich auf die lange

Warteliste der Kassenärztlichen Vereinigung setzen lassen, aber die Aussicht auf eine eigene Praxis lag bei unter zwanzig Prozent in den nächsten zehn Jahren. Trotzdem stellte ich mir oft die Arbeit in meinen weißgestrichenen Praxisräumen vor mit Echtholzmöbeln und Blumen auf dem Tresen, kostenlosen Getränken und freundlichen Schwestern. Ich selbst hatte genug Zeit, um mir die Gesichter und Geschichten meiner Patienten zu merken. Mit diesem Wunsch hatte ich das Studium blauäugig und idealistisch aufgenommen, und war schnell eines Besseren belehrt worden.

An der Tür zum Dienstzimmer winkte mir eine weitere Schwester mit dem Telefon zu. „Sie lässt sich nicht abwimmeln. Ich hab es wirklich versucht. Es tut mir leid, dass ich Sie von der Visite ...“

Ich hob beschwichtigend die Hand, hielt das Telefon ans Ohr, und riss es nach der Nennung des Namens gleich wieder außer Hörweite. „Fanny, was gibt’s denn?“

Die Frau, der ich meine Existenz verdanke, schleuste mich wie immer mitten ins Chaos. In Wahrheit heißt sie Doris, aber praktisch alle Mitglieder unserer Familie tragen rechtlicherseits Namen, mit denen sie nicht gerufen werden. Die Bezeichnung *Mama* haben wir Kinder für sie nie wissentlich benutzt.

„Eigentlich sollten Victor und Opa Christoph nächste Woche ins Heim ziehen, aber Victor geht es ganz schlecht. Er wird wohl noch vorher sterben, und dein Großvater zieht allein ins Altersheim! Wie stellen die sich das vor? Der Umzug und dann vielleicht auch noch eine Beerdigung! Verschieben kann man es nicht, die Wohnung muss bis Monatsende leer sein, weil das Haus saniert wird. Ich hoffe, es dauert jetzt nicht noch ewig mit Victor. Aber wie das gehen soll, ist mir völlig unklar. Wenn Opa da jetzt allein hinzieht... er soll ja ein Doppelzimmer kriegen! Wenn die dann das Zimmer anderweitig vergeben? Da gibt’s bestimmt noch andere Bewerber... wo soll er denn dann hin? Ich weiß, ich halte dich wie-

der mal von der Arbeit ab, aber ich wollte es dir mitteilen, falls du Victor nochmal sehen willst – was du sowieso nicht schaffst – oder noch was als Andenken willst. Auf deine Hilfe kann ich auch nicht zählen, was? Ich meine, es ist auch dein Großvater!“

Ich hatte versucht, aus ihrem Geschwafel die Hauptinformation herauszufiltern. Meine ganze Kindheit lang habe ich mich darin geübt.

„Victor liegt im Sterben?“

„Sag ich doch. Es sieht schlecht aus für heute Nacht. Und so ein Parkinson, ich weiß ja nicht, wie schnell das dann tatsächlich geht, aber nach den ganzen Jahren Quälerei ist es jetzt auch besser so.“

Mein Gesicht lief heiß an, weil mir die wiederholten uneingelösten Versprechen eines Besuches einfielen, die ich jedes Jahr zum Geburtstag und zu Weihnachten telefonisch erneuerte. Dabei trennte mich von der alten Heimat kaum eine Stunde Fahrweg.

„Ich habe schon lange gesagt, die sollen das endlich hinkriegen mit dem Umzug, und nun sieht man, was beim Warten rauskommt! Der Eigentümer wollte die beiden schon lange da raushaben! Was Opa an diesem alten Gemäuer gehangen hat! Und dass er den Victor noch allein gepflegt hat ...So ein Quatsch, dass er sich das zugemutet hat. Zum Schluss hat Victor ihn nicht mal mehr erkannt. Naja, er war achtundsechzig, was soll's. Da sterben Menschen eben.“

Fannys Telefonat enthielt außer der Entladung ihrer eigenen Befindlichkeit wie immer zusammenhangslose Kurzinformationen. Ihre abwertende Art zu sprechen, brachte mich an den Rand meiner Selbstbeherrschung.

„Ach, und was ich noch sagen wollte: Sobald Opa weg ist, fangen wir mit der Auflösung der Wohnung an. Ich erinnere dich ungern daran, aber es ist auch deine Familie. Nicht, dass ich wieder alles allein machen muss“, setzte sie nach.

Ich habe ihre geringschätzigste Art gegenüber all ihren Verwandten nie verstanden. Opa Christoph, ihr Vater, wohnte mit Oma Lenchen und deren Bruder Victor zeitlebens zusammen in einer Altbau-Etagenwohnung, und die drei waren die herzensbesten Menschen, die man sich vorstellen konnte.

Ohne auf ihren Vorwurf einzugehen, beendete ich das Gespräch und drückte einer der Mithörerinnen das Telefon in die Hand, um es nicht auf den Tisch zu schleudern. Kurz darauf fand ich mich wieder bei der Visite ein.

„Und?“, fragte Dr. Lutow. „Wie ich gesagt habe, was? Die Schwestern hätten das auch ohne Sie geschafft. Sie müssen nicht wegen jeder Lappalie rennen. Ich vermisste Sie hier.“

„Wie bitte?“

Der Chefarzt antwortete mir nicht, weil er sich schon der nächsten Klemmbrettdiagnose zugewandt hatte. Meine Gedanken weilten bei Victor. Wie gern hätte ich ihn ein letztes Mal gesehen, aber die festgesetzte Dienstzeit erlaubte es nicht.

In der Mittagspause ereignete sich ein Notfall auf meiner Station, bei der ein Herzpatient starb, obwohl ich fast zwanzig Minuten darum kämpfte, ihn zu reanimieren. Der hinzugerufene Kollege zuckte die Achseln. „Nimm’s nicht so schwer. Menschen sterben eben. Du hast getan, was du konntest.“ Er legte mir den Arm um die Schulter, um mich zu trösten. „Komm, gehen wir weiter Kaffeetrinken. Die Papiere können wir nachher noch fertig machen.“

Ich nickte abwesend. Schon wieder dieser Satz. *Menschen sterben eben*. Hinter mir fiel die Tür zu, und ich blieb mit dem Toten allein zurück.

Wir hatten die Überwachungsgeräte abgestellt, nur das Krächzen einer Krähe drang von draußen herauf. Der Mann im Bett wirkte friedlich wie bei einem kurzen Mittagsschläfchen. Fast erwartete ich, dass er schnarchte. Einzig seine aschfahle, bläuliche Haut kündete davon, dass sein Herz stehen geblieben war. Eine ganze Weile stand ich an seinem

Bett, ließ die Augen über den Nachttisch, das halbvolle Wasserglas und den frischen Blumenstrauß gleiten. Ich verpasste hier die letzte Gelegenheit, die Hand meines Großonkels zu halten, ihm die überfälligen Dankesworte zu sagen und ein kleines Lied für ihn zu singen, das ihn sicher auf die andere Seite geleitete.

Das Gesicht des toten Mannes nahm Victors Züge an. Das graue, leicht gewellte Haar, die immer ein wenig oliv schimmernde Haut, die dunklen Augen. Ich hatte seine Stimme vergessen, aber ich erinnerte mich, dass er oft gesungen hatte. Schmerzlich wurde mir wieder bewusst, wie wenig ich von ihm und all den Menschen auf meiner Station wusste, an deren Bett ich Tag für Tag hastete, um ein oder zwei Minuten zu verweilen. Wie selten ich genau zuhörte. Wie wenig echte Aufmerksamkeit jeder Patient von mir bekam. Aber wie sollte ich das leisten mit diesem Minimalzeitfenster für gesichtslose Klagen und unpersönlichen Diagnosen auf Papier? In Gedanken suchte ich nach Worten, um die Angehörigen zu informieren. Das Überbringen einer solchen Nachricht zählte zum schlimmsten Teil meiner Arbeit. Ich scheute davor zurück, in die fassungslosen, tränenüberströmten und teilweise vorwurfsvollen Gesichter zu schauen, aus denen ich die stumme Frage las: *Wieso ist das passiert?*

Die hohe Anzahl an Menschen, die mir begegnete, und die häufigen Wechsel führten dazu, dass ich meine zunehmende Abstumpfung nur in solchen Momenten bemerkte. Ich identifizierte die Patienten in den meisten Fällen durch ihre Diagnosen und selten durch ihre Geschichte. Aber immer, wenn mir einer von ihnen verlorenging, empfand ich Ohnmacht und Betroffenheit darüber, Teil eines gleichgültigen Wirtschaftsunternehmens zu sein, das einem Menschen nur eine Nummer zuordnete.

Nicht zum ersten Mal frustrierte mich diese Tatsache, aber zur Jahreswende geriet ich immer in ausgesprochen sentimentale Stimmung. In den stillen Tagen zwischen den Jahren

suchte meine Großmutter väterlicherseits regelmäßig der familiäre Aberglaube heim. Der Duft von Fichtenharz und Salbei erfüllte dann das Haus, breitete sich aus und hing in allen Zimmern bis unter das Dach. Oma Lotti räucherte die Ställe, wusch zu dieser Zeit nie Wäsche und bekam Panikanfälle, wenn wir Kinder mit den Türen knallten. Einmal verpasste sie meiner Halbschwester Dina eine Ohrfeige, weil die pfeifend zum Frühstück erschien. Sie behauptete, das bringe Unglück für das neue Jahr. Zwei Monate später starb Oma Lenchen, die in Wirklichkeit Margarethe hieß. Seitdem glaube ich an die alten Omen und habe meiner Schwester die Pfeiferei nie verziehen.

Im Arztzimmer fiel ich auf den Bürostuhl, dessen Lehne nach hinten schwang. Eine der Krankenpflegerinnen huschte herein und stellte mir eine volle Kaffeetasse hin. „Man soll den Kaffee trinken, solange er heiß ist“, sagte sie. „Wir bringen ihn runter in die Pathologie.“

„Ich habe die Angehörigen noch nicht informiert.“

Eine Stunde später hatte ich der Ehefrau und dem Sohn des Patienten mein Beileid bekundet, erleichtert darüber, dass das Telefon klingelte und man mich kurzfristig in die Ambulanz berief. Ich vergaß den inzwischen kalten Kaffee und eilte die Treppe hinunter.

Als ich gegen halb sieben auf die Station zurückkehrte, wusste ich nicht mehr, wie viele Männer oder Frauen meine Tür passiert hatten, an welchen Krankheiten sie litten und was ich verschrieben hatte. Ich fühlte mich wie ein alter Reaktor kurz vor der Kernschmelze.

Um ein bisschen herunterzukommen, machte ich die Papiere für den verstorbenen Patienten fertig. Papierkram gehört nicht zu meinen bevorzugten Tätigkeiten, deswegen füllte ich eilig die Formulare aus und schlürfte nebenbei einen Schluck des eiskalten Kaffees, der mich anwiderte. Im Schwesternzimmer herrschte abendliche Geschwätzigkeit. Das Essen und die Medikamente waren verteilt und alle

pflegerischen Arbeiten erledigt. In wenigen Stunden endete ihre Schicht. Ich saß still zwischen den Krankenpflegerinnen, die sich belanglose Anekdoten aus ihren Familien erzählten und die vergangenen Weihnachtstage auswerteten.

„Und Sie?“ Die Frage schreckte mich auf, ich war gedanklich schon wieder bei Victor. Eine der Schwestern beugte sich zu mir herüber. „Geht’s Ihnen nicht gut, Frau Doktor?“

„Doch, alles in Ordnung.“

„Mögen Sie noch einen Kaffee oder Tee?“

„Nichts, danke. Ich habe eigentlich schon lange Feierabend.“ Beim Umziehen überlegte ich, ob sich der Versuch lohnte, schnell ein paar Sachen einzupacken und gleich heute Abend zu Victor und Opa Christoph zu fahren. Realistisch betrachtet, war ich das einzige Familienmitglied, dem das zeitlich überhaupt noch gelang. Mein Bruder lebte in Italien, meine sieben Jahre ältere Halbschwester in Frankreich, Fanny wechselte ständig ihre Adresse und ihre Lebenspartner. Da Opa Christoph nach der Scheidung nicht mehr zur unmittelbaren Familie meines Vaters gehörte, war der Kontakt zu ihm eingeschlafen.

Die ersehnte feierabendliche Urlaubseinstimmung mit dem Duft von Räucherkerzen oder den wabernden Schwaden von Palo-Santo-Holz und einem Kräutertee aus Minze, Salbei, Tagetes und Kornblumen löste sich auf. Ich hoffte darauf, dass mir in den nächsten Tagen etwas Zeit blieb, um auf den letzten Seiten meines Skizzenbuches die restlichen Praxisräume zu entwerfen. Inzwischen füllten die gesponnenen Ideen ein dickes Ringbuch in der Größe eines Schulheftes. Immer häufiger erwischte ich mich beim Schwelgen in der Vorstellung einer Praxis im Untergeschoss des väterlichen Bauernhauses mit blühendem Garten und eigenem Parkplatz. Nebenbei philosophierte ich über die Möglichkeiten, meine Geschwister auszuzahlen, um das in die Jahre gekommene und verbaute Ding wieder in Schuss zu bringen. Den Stall, der an das Haus grenzte, verwandelte ich in ein Wohnzimmer

und verband ihn mit der oberen Etage durch eine Treppe. Das Obergeschoss erweiterte ich über dem Stalldach und versah es mit einer Galerie. In der ausladenden Diele entfernte ich den bisherigen Treppenaufgang, um einen zusätzlichen Raum für die Praxis zu gewinnen ...

Was den bildhaften Träumen zur Verwirklichung fehlte, waren die Bewerbung um eine Hausarztstelle auf dem Land, ein Gespräch mit meinem Vater zur Überschreibung des Hauses mit lebenslangem Wohnrecht und ein Kredit.

Hastig warf ich Alltags- und Arbeitsklamotten und etwas Schwarzes in meine Tasche für den Fall, dass eine Beerdigung anstand, und verstaute alles im Auto. Dass ich die letzte halbe Überstunde im Schwesternzimmer vergeudet hatte, ärgerte mich.

Unterwegs überlegte ich, was Fanny unter „Auflösung der Wohnung“ verstand und wo ich übernachtete, wenn Opa Christoph schon auf gepackten Koffern saß. Zeitgleich erreichte mich eine Nachricht meines Vaters, die ich nur wortweise auf der vielbefahrenen Autobahn erfasste: *Kannst du es einrichten, uns zu besuchen, wenn du Urlaub hast? Ich möchte, dass wir uns alle nochmal sehen. Perdita und ich haben uns entschieden, das Haus zu verkaufen. Liebe Grüße, Paps*

Ich schluckte schwer, und in meinem Bauch breitete sich ein panikartiges Kribbeln aus. Hatte ich mich verlesen? Die Praxis nahm doch eben erst Gestalt an! Was wurde denn dann aus den versponnenen Träumen und Plänen, die ich hegte?

Wut stieg in mir hoch. Mein Vater stellte uns hoffentlich nicht vor vollendete Tatsachen und verkaufte das Haus ohne unsere Zustimmung! Wenigstens dafür erwartete ich die Einberufung eines Familienrates. Dann fiel mir das anberaumte Treffen mit der gesamten Bagage ein, und ich verlor den Mut. Mein Bruder würde den Verkauf ohne Einwände akzeptieren – aus der italienischen Ferne fing er nichts mit einem Bauernhof an. Dina, ihres Zeichens Architektin, zerfledderte

höchstens hochmütig meine Praxispläne. Seit ihrem Studium in Paris, das sie nach einem nachträglichen Abitur absolviert hatte, zog sie nichts in die alte Heimat zurück. Endlich fand ich Trost in dem Gedanken, dass die Entscheidung zum Verkauf mir im Grunde in die Karten spielte. Ich würde mich großzügig anbieten, das Haus zu übernehmen. Leichter würde Paps den alten Kasten nie loswerden. Meine Stimmung stieg, ich schaltete Musik an und sang ein paar Lieder mit.

Die Beschwingtheit wurde von dem Gedanken abgelöst, zu spät zu kommen. Wäre ich doch nur früher gefahren! An einem meiner freien Tage in den letzten Wochen hätte es sicher ein Zeitfenster gegeben, um Victor die Hand zu halten und mich zu bedanken für all die Jahre meiner Kindheit. Er hatte mir trotz seinem steifen Knie das Tanzen für den Abiball beigebracht und mit mir gesungen. Seinetwegen unterschied ich sicher Wald- und Wiesenpflanzen und erkannte zwanzig verschiedene Vogelstimmen. Er lehrte uns das Schwimmen und das Beködern eines Hakens, um Fische zu fangen. Victor wurde es nie leid, mit uns Kindern Zeit zu verbringen. Doch statt ihn zu besuchen, hangelte ich mich von Schicht zu Schicht zwischen hilfsbedürftigen, fremden Menschen. Während der langen Arbeitstage ersetzten mir Kollegen und Kolleginnen Freunde und Familie und halfen mir, nicht darüber nachzudenken, dass ich mit fünfunddreißig Jahren nicht einmal einen festen Partner hatte.

Die Kopfsteinpflasterstraße mit dem einzigen unsanierten Haus, in dem Opa Christoph als letzter Mieter wohnte, lag still und dunkel in einem alten Teil meiner Heimatstadt. Ich lavierte mich vorsichtig über den vom Eis überfrorenen unebenen Fußweg. In den Fenstern im Obergeschoss brannte kein Licht, obwohl die meisten Zimmer zur Straße hin lagen. Auf mein Klingeln öffnete niemand, und das Telefonat blieb unbeantwortet.

Dann fiel mir ein, dass viele Parkinsonpatienten an einer Lungenentzündung versterben, und ich beschloss, mein Glück im Krankenhaus zu versuchen. Wie immer hatte Fanny mir solche wichtigen Informationen vorenthalten. Hoffentlich reichte der Großnichten-Status für eine Erlaubnis zum Stationszugang um diese Tageszeit!

Vorbei an hundert Jahre alten Villen in finsternen, lindengesäumten Alleen zirkelte ich mein Auto durch die sich immer enger windenden Straßen bis hin zum Krankenhaus, wo ich nach einiger Fragerie endlich Zutritt zu Victors Zimmer erhielt.

Mein Großvater saß zusammengesunken auf einem Stuhl neben dessen Bett. Er sah überrascht auf, als ich die Tür öffnete, ein Lächeln trat in seine Augen.

„Lieschen!“ Sein Flüstern klang freudig, dann wandte er den Blick zum Bett hin, und sein Gesicht nahm einen bekümmerten Zug an.

Victors Anblick erschütterte mich, obwohl ich schon viele sauerstoffversorgte und mit Medikamententürmen flankierte Patienten gesehen hatte. Die Haut um Mund und Kinn war entzündet vom vielen Speichel, den Victor nicht mehr schlucken konnte. Sein abgezehrter Körper litt unter den fortschreitenden Einschränkungen seiner Bewegungen, er atmete flach und abgehackt.

„Er wird die Nacht nicht schaffen, haben sie gesagt.“

Ich nickte. „Ist Fanny nicht gekommen? Ich dachte, sie wäre hier.“

Opa Christoph schüttelte den Kopf. „Sie ist in Belgien. Verreist, sagt sie. Ich bin froh, dass du da bist, Lieschen.“

Meine Anwesenheit schien ihn zu erleichtern, aber ich schämte mich für die vergessenen Versprechen und dafür, dass sich Fanny ihrem eigenen Fleisch und Blut gegenüber so gleichgültig zeigte.

Victor reagierte nicht, als ich ihn beim Namen rief. Tränen stiegen mir in die Kehle und verhinderten alle Worte, die ich

ihm gern gesagt hätte. Vor anderen zu weinen, bin ich nicht gewöhnt. Kein Mensch braucht eine Ärztin, die heulend zusammenbricht. So begnügte ich mich damit, eine kleine Melodie zu summen, die Victor mir früher beigebracht hatte. Ich nahm seine Hand und legte sie auf meinen Kehlkopf. Das Vibrationsempfinden ist der letzte Sinn, der sich verliert, wenn wir sterben, und so hoffte ich, die Schwingungen unter seiner Hand begleiteten ihn hinüber auf die andere Seite.

Victor röchelte ein paarmal, es klang wie ein Räuspern, um in das Lied einzustimmen, als hätte er nur auf eine Mitsinggelegenheit gewartet. Seine Hand zuckte unter meiner in dem Versuch, sie festzuhalten. Ich streichelte seine Wange und flüsterte ein „Danke“.

Opa Christoph saß andächtig auf der anderen Bettseite.

„Weißt du“, raunte ich ihm zu, „wir sollten Victor gehen lassen. Wir sollten ihm sagen, dass er in Ruhe gehen kann. Oder?“

Mein Großvater nickte und sprach laut aus, was wir verabredet hatten. Victors Körper entspannte sich. Auf dem Monitor sah ich, wie sich seine Atmung weiter verflachte und sein Blutdruck abfiel. Ich hielt seine Hand in meiner und beobachtete, wie er sich aus dem Leben verabschiedete. Sein Atem brodelte, ich kannte das von anderen Sterbenden, dann streckte er einen Arm gen Decke und öffnete ein letztes Mal die Augen, ehe er wieder zurücksank. Eine Schwester kam, von der Überwachung gerufen, ins Zimmer, doch ich nickte ihr nur zu und bedeutete ihr, dass alles in Ordnung war und wir keine Hilfe brauchten. Manchmal ist der Tod gnädiger als das Leben.

Mein liebevoller Großonkel starb zwanzig Minuten später still in seinem Krankenhausbett, genauso bescheiden und ohne Tamtam, wie er gelebt hatte. Ich weinte lautlos, aber froh darüber, dass die Zeit gereicht hatte, um Abschied zu nehmen. Mit ihm verließ mich ein Teil meines Lebens, den ich nie wieder zurückbekommen würde. Mir schwirrten

keine tausend Erinnerungen durch den Kopf. Einzig der Gedanke, dass mit ihm ein unersetzliches Stück meiner Kindheit fehlte, begleitete mich. Ich grübelte darüber, dass der Mensch in der letzten Konsequenz nur ein so kleines Fleckchen Erde braucht, in das er versenkt wird, wenn alles, was sich in unserem Leben anhäuft, nichtig wird.

Mir fielen die einsamen Palo-Santo-Abende auf meiner Couch ein und die Urlaube, in denen ich mich abgeschottet von anderen in All-Inclusive-Hotels einigelte – und es erschien mir lächerlich. Ich dachte an das Gehabe von Dr. Lutow und an die ständige Konkurrenz in den Arztzimmern. Mehr Karriere, mehr Status, mehr Ansehen, mehr Geld, mehr Referenzen, mehr Forschung, mehr Dienste... Dieses Gerangel um Titel und Namen erschien mir mit einem Schlag unwichtig und vollkommen überzogen, weil es am Ende egal ist, ob wir ein kleines, bescheidenes oder vermeintlich großes Leben mit einem Dokortitel am Namensschild geführt haben. Unterm Strich ist nur wichtig, wer und was bleibt. Ob jemand uns die Hand hält und unsere Erinnerung bewahrt als bedeutsam für sich persönlich. Einer, der uns lachend und weinend kennt, dem wir verbunden waren und für den wir unersetzlich sind. In meinem Leben gab es keinen einzigen Menschen, auf den diese Beschreibung zutraf.

Ich ließ Victors noch warme Hand los, als Opa Christoph das Fenster öffnete. „Lassen wir seine Seele fliegen“, sagte er. Unter dem bleichen Mond jagten dunkle Wolken, und ich stellte mir vor, wie Victor seinen geschundenen, toten Körper lächelnd zurückließ, um davonzufiegen, dorthin, wo seine Seele zu Hause war. Für ein „Auf Wiedersehen“ reichte meine Stimme nicht.

Ein paar Minuten später rollte ich entschlossen die Schultern nach hinten und trat hinaus auf den Flur, um der Schwester Bescheid zu geben. Sie wünschte mir ihr Beileid und eilte ins Zimmer zu Opa Christoph, der wenig später gefasst aus dem Raum kam. So, wie er da stand, groß und ernst, und den Gang

hinab ohne Stock oder eine andere Gehhilfe lief, hätte man ihm kaum abgenommen, dass er demnächst fünfundachtzig werden würde. So viele Jahre Leben, und ich wusste gar nichts darüber.

Ich fuhr mit ihm zu dem verlassenen Altbau. Sich am Geländer haltend, bewältigte er die hohen Stufen scheinbar mühelos. Ich war mir nicht sicher, ob Victors Tod schon bei ihm angekommen war, weil er nicht einmal weinte. Wortlos öffnete er mir die Tür. Im Wohnzimmer sah es aus, als stünde gar kein Umzug bevor. Mein Großvater bot mir einen Platz im Hinterzimmer der Wohnstube an, wo eine alte Chaiselongue auf ihren Abtransport in den Sperrmüll wartete und mir einen letzten Dienst erwies.

„Das kommt nun alles weg“, sagte er. „Ich brauche nichts davon.“

„Fanny hat gesagt, du ziehst nächste Woche um.“

„Der Umzug, ja.“ Es klang, als erinnerte er sich erst durch meinen Einwand wieder daran. „Ich nehme nur ein paar Kleidungsstücke mit, ein paar Bilder, ein paar Bücher, nichts Besonderes. Ich brauche nichts mehr. Die Möbel sind alle so alt, dass ich mit ihnen nicht mehr umziehen mag. Ich könnte etwas davon mitbringen, aber ich hänge da nicht dran. Mir sind ein helles Zimmer und ein bisschen frische Luft und ein paar nette Leute schon genug.“

„Hast du die Sachen selbst gepackt, die du brauchst?“ „Nicht ganz, ein junger Mann von nebenan hat mir geholfen, er hilft hier öfter mal den alten Leuten aus der Nachbarschaft. Und die Haushaltshilfe, die wir schon einige Zeit bezahlen.“

„Und Fanny?“

Er schüttelte den Kopf. „Wenn du etwas haben möchtest, kannst du gern nochmal durch die Räume schauen.“

„Die kleine Porzellanfigur und die Kommode hätte ich gern, wenn du sie noch hast.“

„Die Porzellanfigur?“

„Die nackte Frau, die tanzt.“

Opa Christoph nickte. „Ich weiß gar nicht, wo die mal herkommt.“ Er sah sich im Wohnzimmer um, aber in seinem Blick standen Gleichmut und Resignation, ich entdeckte keine Spur von Sehnsucht oder Wehmut. „Ich hatte gehofft, Fanny würde noch einmal nach Victor sehen“, sagte er. „Er hat sie sehr gemocht.“

„Wie lange weiß sie es schon?“

„Seit ein paar Tagen, als Victor mit der Lungenentzündung ins Krankenhaus kam.“

„Sie hat mir heute Morgen erst Bescheid gegeben. Ich hatte noch Dienst und bin danach gleich hergefahren.“ Es hörte sich an wie eine Selbstrechtfertigung.

„Wie lange bleibst du?“

„Bis... ich weiß nicht. Ich habe zwei Wochen Urlaub, die ich nicht verplant habe.“

„Könntest du mir bei diesen ganzen Sachen wegen der Beerdigung helfen?“

Ich versprach es ihm und verschwieg, dass Paps ebenfalls auf meine Hilfe hoffte. Das Wort Urlaub verlor augenblicklich seine Bedeutung, und in mir wallte Unmut auf. War das nicht Fannys Aufgabe, Opa Christoph hier zu unterstützen? Nein, sie tingelte lieber in der Gegend herum. Ich sprach es nicht aus. Dafür formte sich in meinem Kopf eine spontane Lösung, um mir etwas Zeit zu verschaffen. Während wir ein bescheidenes Abendbrot aus dem spärlich gefüllten Kühlschrank verzehrten, schrieb ich einem ehemaligen Kollegen, der seit einigen Monaten seine eigene Praxis führte, eine Nachricht. Wir hatten uns immer gut verstanden, ich vertraute ihm, und so schilderte ich kurz den Vorfall und bat ihn, eine Diagnose zu finden, die mich notfalls für mehrere Wochen außer Gefecht setzte und für ein wenig zusätzliche Erholungszeit sorgte. Mein Kollege schickte mir einen grinsenden Smiley und einen codierten Diagnosevorschlag zurück. *Akute psychische Dekompensation*. Ich feixte innerlich. Da bräuchte es eine Menge widriger Umstände, dass ich so

entgleiste. Aber es war eine einfache Variante, um meinen Urlaub zu verlängern. Mir gefiel der Gedanke, trotzdem zu den wohlverdienten freien Tagen zu kommen. Die hätte ich nach dem unfreiwilligen Familientreffen, der Beerdigung und Opa Christophs Umzug ins Altenheim wahrhaftig nötig. Und außerdem brauchte ich dringend eine konkrete Idee, wie sich die erträumte Änderung meines Lebens so schnell wie möglich verwirklichte.

Kapitel 2

Samstag, 17. Januar 2009

Am Tag vor der Beerdigung telefonierte ich mit meinem Bruder, der mir erklärte, er käme am frühen Morgen mit dem Flieger aus Italien und nähme für den Rest den Zug und das Taxi. Mit meiner Schwester sprach ich nicht. Seit fast sechs Jahren hatten wir uns nicht mehr gesehen oder gesprochen, und ich vermisste sie nicht sonderlich.

Der Januartag, an dem die Trauerfeier stattfand, war eiskalt, und die Bäume hingen voller Raureifkristalle, in denen sich das Sonnenlicht brach. Selbst der Komposthaufen auf dem Friedhof präsentierte sich wie ein versponnenes Fotomotiv. Auf meinen Wimpern froren die Tränen an.

Opa Christoph saß auf der ganzen Fahrt schweigend neben mir und hakte sich auf dem Weg zur Kapelle bei mir ein. Wir waren die Ersten auf dem Friedhof und trafen einige letzte Absprachen. Ich empfing die eintreffenden Gäste, und er hockte still auf die Steinfliesen starrend in dem kleinen Gewölbe. Es gab nichts Tröstliches zu sagen, und das Gefühl, das mich einholte, war dasselbe wie bei Angehörigengesprächen nach dem Tod eines Patienten.

Bei Oma Lenchens Tod zählte ich kaum zwölf Jahre, und er traf zeitgleich mit der Trennung meiner Eltern zusammen. Opa Christoph tröstete mich oft, indem er mir Geschichten erzählte, kleine poetische Kunstwerke, die seinem eigenen Kopf entsprangen. Ich hingegen war ein miserabler Unterstützer in solchen Situationen.

Fanny wuselte durch die Tür und begrüßte mich mit: „Herzliches Beileid“, als rede sie zu einer Fremden. Sie hatte ihre langen hellen Haare in einen Zopf geflochten und trug eine weite Hose und einen schwarzen Mantel, setzte sich neben

Opa Christoph und quasselte auf ihn ein. Er nickte nur mechanisch, ich beobachtete es von Weitem. Mein Vater, der mit Perdita eintraf, schaute düster auf den Boden vor sich, begrüßte uns einsilbig und setzte sich an das äußere Ende der Bank, ohne Fanny eines Blickes zu würdigen. Meine Schwester schritt allein in die Trauerhalle, hoch erhobenen Hauptes, auf dem ein schwarzer Trauerhut mit Gesichtschleier feststeckte. Von wem sie das geerbt hatte, sich wie eine Ikone der Zwanzigerjahre zu kleiden, blieb mir ein Rätsel.

„Oh, wie schade, ich hatte mich schon so auf deinen Franzosen gefreut“, begrüßte ich sie, unbemerkt, meinen hinterhältigen Tonfall zu verbergen.

„Bleib mir mit den polygamen Franzosen vom Hals“, giftete sie statt einer Begrüßung zurück. „Wo ist denn der Mann an deiner Seite? Dieser... wie hieß er noch gleich? O l i v e r?“ Ich schluckte meine Boshaftigkeit hinunter und tat ihre Frage mit einer Handbewegung ab. „Für so einen Blödmann bin ich mir zu schade.“

Dina lachte auf, dass die Umstehenden sie pikiert anschauten. „Ach, wirklich? Ich hätte schwören können, du stehst auf schöne Hohlkörper.“ Sie zog die schwarzen Handschuhe über ihren Fingern glatt. „Im Übrigen ist mein Zuhause hier, falls du es noch nicht weißt, und zwar schon seit einem halben Jahr.“

„Du wohnst hier, in dieser Stadt?“

„Ja, und?“

„Und du hast Victor nicht mal besucht, als er im Krankenhaus lag?“

Sie gab einen schnippischen Laut von sich und setzte sich auf das Ende einer Bank in der zweiten Reihe. „Davon wusste ich nichts.“ Demonstrativ wendete sie den Blick von mir ab. Ich hielt Ausschau nach Tevje. Er ist mein Zwillingsbruder, elf Minuten älter als ich. Alle nannten ihn so – wie Alejchems Milchmann in dem Literaturklassiker oder der Protagonist in

Anatevka. Bürgerlich heißt er Tobin, aber mein Großvater Max verwendete stets die jiddische Form seines Namens, so dass sein amtlich dokumentierter Vorname ebenso wie Doris in Vergessenheit geriet. Trotz unserer Zweieiigkeit ähneln sich Tevje und ich praktisch aufs Haar. Wir besitzen die gleiche Haarstruktur und sind beide hellblond. Wir haben dieselbe Augenfarbe, und wenn wir lachen, schließen sie sich zu Schlitzeln. Leider konnte ich mein Pendant nirgendwo ausmachen. Dina bedeutete mir mit scheinheiliger Freundlichkeit, mich zu ihr zu setzen, und dann begann die Zeremonie des Abschieds.

Opa Christoph hatte die Liedauswahl verfügt, und so wurden alle Lieblingslieder von Victor gespielt, von *Heimat deine Sterne* über *Sag mir nicht Adieu* bis zu *Mein Freund, der Baum, ist tot*. In unserer Kindheit sang er sie aus voller Seele, wenn er sich in der Küche zu schaffen machte, die Oma Lenchen nicht gern mit ihm teilte. Wann immer er das winzige Gärtchen hinter dem Mehrfamilienhaus harkte, das aus nicht mehr als einem Beet mit Löwenmäulchen, Asten und einer illegal angepflanzten Douglasie bestand, lag eine Melodie auf seinen Lippen. Bei Ausflügen in den Wald trug er oft eine Wanderklumpfe über den Schultern und pffte oder sang ein Wanderliedchen für uns. Ich weinte in meinen dicken Schal, weil mich die Kindheitsbilder einholten: Victor, der mit uns Pilze im Wald suchte, sich in jedem Frühjahr über das Taubenest auf dem Fensterbrett freute und in diesem Stadthaus immer ein bisschen fehl am Platze wirkte. Er hätte besser zu Opa Max gepasst, dem Mann, dessen Mundharmonika ein wehes Lied in den Sonnenuntergang sang und der beide Pferde vor ein klappriges Wägelchen spannte, um uns Kinder durch den Ort zu kutschieren. Opa Max! Hatte ich seinetwegen je geweint? Mein Großvater, der vor unserem Elternhaus saß, die Hunde Kunststücke lehrte, eine Katze streichelte, einem humpelnden Huhn Futter aus seiner Hand gab... Ich erinnerte mich an die Geschichte von der Zauberstadt mit den

sieben Hügeln, die Opa Max vor dem Schlafengehen erzählte. Manchmal wischte er sich heimlich eine Träne weg, wenn der grausame König im prächtigen Schloss seinen Untertanen verbot, ihre Sprache zu sprechen. Seine Geschichte endete immer damit, dass der Herrscher samt seinem Reich unterging, weil ihn sämtliches Volk verlassen hatte. Einzig der Prinz wurde gerettet und an einen geheimen Ort verbracht, wo er, wenn er nicht gestorben ist, heute noch lebt.

Ich traf auf Tevje an der Kapellentür, als die Sargträger Victor in der von ihm ausgewählten schmucklosen Pappelholzkiste hinausbrachten. Mein Zwilling nickte mir zu und reihte sich dann im Gefolge neben mir ein.

„Bist du jetzt erst angekommen?“, flüsterte ich.

Er schüttelte den Kopf und lief weiter.

„Ist alles in Ordnung?“ Ich roch es förmlich, dass mit meinem Bruder etwas nicht stimmte.

„Später.“

Tevje redete selten über sich. Wenn überhaupt, vertraute er sich mir nur deshalb an, weil ich den Mutterleib mit ihm geteilt hatte. Dabei ist er im Grunde seines Wesens kein humorloser Mensch, im Gegenteil: Wenn Tevje lacht, wackeln die Wände, und sobald die Begeisterung ihn mitreißt, singt er durchaus ohne Hemmungen eine nächtliche Straße zusammen oder klatscht, springt und schreit enthusiastisch in der Menge herum. Aber solche Momente dauern nicht lang. Kaum ist er allein, zieht eine unsichtbare Macht seinen Stecker. Dann kommt es schon vor, dass er ohne ersichtlichen Grund eine leere Wand anstarrt.

Tevje und ich warfen Erde auf den herabgelassenen Sarg und starrten in einvernehmlichem Schweigen auf das helle Holz. Victor wurde an Oma Lenchens linker Seite beigesetzt, deren Grab jetzt mit Kränzen und Blumen geschmückt war. Den Stein hatte jemand umgekippt und hinter die Grabstätte gelegt. Ich erinnerte mich nicht daran, jemals zuvor diesen Ort aufgesucht zu haben. Bei Oma Lenchens Beerdigung ließ uns

Fanny allein im neuen Zuhause, und Dina, damals neunzehn, hatte die Trauerfeier geschwänzt. Friedhöfe stimmten mich melancholisch bis weinerlich, deshalb mied ich die Besuche dort. Und überdies kamen mir jedes Mal Zweifel daran, dass eines Tages überhaupt jemand einen Stein auf meine letzte Ruhestätte stellte.

Eine dicke, alte Frau tippelte hinter Opa Christoph am Grab vorbei, und aufgrund ihres Zitterns verschüttete sie die Hälfte der Erde schon vor dem Erdloch. Sie hielt mich im Vorbeigehen fest und sah aus glasigen Augen zu mir empor. „Ein grausames Schicksal“, murmelte sie. „Oder nicht? Er wollte immer etwas loswerden, aber er kam nicht mehr dazu.“ Sie quetschte meine Hand zusammen.

Ich hob die Brauen und entzog mich ihrer Berührung. „Vielleicht war es für uns ja auch nicht wichtig.“

„Oh doch, es ist wichtig, die Vergangenheit zu kennen, und wenn es nur ist, um sie nicht zu wiederholen.“ Sie zupfte an meinem Ärmel und flüsterte: „Er wollte mir noch etwas anvertrauen, das habe ich genau gespürt, aber er konnte nicht mehr sprechen!“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Ich umarmte sie umständlich und ließ sie gleich wieder los.

Tevje neben mir starrte mit leeren Augen in das Geäst eines Baumes. Ich stieß ihn an. „Lass uns gehen.“

Erstaunt fixierte er mich und folgte mir wortlos. Unsere Schritte knirschten über den gefrorenen Kiesweg. Er schob die Hände in die Taschen und verzog kurz den Mund, was bedeutete, dass ihm etwas komplett gegen den Strich ging. Aber er sprach es nicht aus.

Dina gesellte sich zu uns. Sie schlug den Mantelkragen auf und rückte ihren schwarzen Schleierhut über dem kurzen, akkuraten Bob zurecht. Unsere Schwester legt größten Wert auf ihre Kleidung, sie ist groß und dünn und dunkelhaarig und hat einen schrecklichen Hang zum Swing der zwanziger Jahre.

„Ihr werdet zusammen in der Kammer neben dem Dachboden schlafen“, fing sie das Gespräch an. „Vorher solltet ihr vielleicht den Ofen anheizen, das Zimmer hat tagsüber kaum sieben Grad über Null.“ Ich fragte mich, ob sie vergessen hatte, dass wir diesen Umstand schon aus den ersten zwölf Wintern unseres Lebens kannten.

„Wir schlafen bei Opa Christoph“, erwiderte ich. „Fanny will morgen mit dem Ausräumen der Wohnung anfangen.“

„Hab ich gehört.“ Dinas Stimme trug wieder diese Hochnäsigkeit, die sie schon immer auszeichnete. „Aber Paps hat alles für eure Ankunft vorbereitet, ihr werdet Perdita und ihn doch jetzt nicht beleidigen wollen. Ich hoffe, eure Mutter kommt auch ein paar Tage ohne euch zurecht, denn ich könnte wohl auch ein paar helfende Hände im Haus gebrauchen.“

Sie blieb stehen und sah an mir herunter. „Ich muss nämlich mit Paps und Perdita das Haus ausräumen“, plapperte sie weiter. „Und ihr wisst ja, das sind nicht bloß ein paar Zimmer, sondern auch der Keller, der Dachboden, der Stall ...“

„Ja, Dina“, unterbrach ich sie. „Wir kennen das Haus genauso gut wie du.“

Sie schürzte die Lippen und ließ sich nicht beirren. „Ich habe es selbst geschätzt. Weißt du, der Architektenjob war gar nicht so einträglich, wie ich dachte. Deshalb arbeite ich jetzt als Immobilienmaklerin. Und als solche kann ich euch sagen, es ist am besten, wenn wir das Haus so bald wie möglich verkaufen. Naja, es ist eben alt und... Paps macht ein riesiges Geheimnis daraus, aber ich glaube, er hat schon einen Käufer an der Hand. Ich bin sehr gespannt, wie betucht der ist oder ob der sich nur ein Schnäppchen unter den Nagel reißen will.“

Ich hörte nicht länger ihrem Maklergeschwafel zu. Manchmal klingt sie wie Fanny, man glaubt kaum, dass die beiden nicht miteinander verwandt sind. Der einzige Gedanke, der mir im Kopf herumschwirrte, galt dem Gespräch mit Paps

über meine Praxispläne. Der ominöse Käufer mit Vermögen in der Hinterhand brauchte gar nicht erst für eine Besichtigung vorbeizukommen.

Tevje stapfte weiter ohne ein Wort neben mir her und mischte sich nicht ein.

„Du bleibst doch?“ Ich schenkte ihm einen Seitenblick in der Hoffnung, er fühle sich angesprochen.

„Hm“, brummte Tevje und nickte dazu.

Beim Kaffee legte Dina eine fast anbiedernde Eloquenz an den Tag und sprach pausenlos über Frankreich gemeinhin und Paris im Speziellen. Von den Essgewohnheiten bis hin zu politischen Entwicklungen ließ sie kein Thema unberührt. Dann erzählte sie uns von ihren Rückkehrgründen nach Deutschland im letzten Jahr und vom Ertragsreichtum ihrer beruflichen Tätigkeit. Nur über den Verbleib des Franzosen sprach sie nicht.

Mein Zwilling und ich wechselten einen einzigen Blick, standen gleichzeitig auf, täuschten einen Gang zum Buffet vor und verschwanden unauffällig nach draußen.

„Können wir ein Stück fahren?“, fragte Tevje und sprach so leise, dass ich ihn kaum verstand.

Statt einer Antwort betätigte ich die Fernbedienung meines Autos. Er warf seinen Seesack in den Kofferraum und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen.

„Wohin fahren wir?“

„Egal.“

Seinem Tonfall entnahm ich, dass er eine Fahrt von längerer Dauer bevorzugte, aber ich hörte heraus, dass das, was ihm auf der Seele lag, nichts mit Victors Tod zu tun hatte.

Wir passierten das Ortsschild und folgten der kurvigen Straße durch die sanfte Hügellandschaft. Instinktiv schlug ich den Weg zu unserem Elternhaus ein. Die Schneereise an den Straßenrändern waren schmutzig von Spritzwasser und Salzlauge, was der sonst so idyllischen Natur eine trostlose Note verlieh. Sie zogen sich bis in die Wälder rechts und links der

Straße hinein, in denen wir als Kinder auf der Suche nach Feen und Hexen Märchen nachspielten. Inzwischen waren viele der Birken abgestorben, die Baumgruppen ausgelichtet und die Wege zugewachsen. Der Abschnitt mit dem dichtesten Unterholz hatte Opa Max gehört, der es kurz vor seinem Tod verkauft hatte. Mein Vater und wir Geschwister hatten jeweils einen Teil des Geldes bekommen.

Tevje sprach erst nach einer gefühlten Ewigkeit. „Wie würdest du es finden, wenn ich das Haus von Opa Max kaufe?“ Ich horchte auf. „Äh... Was willst du denn damit?“

„Drin wohnen, was denn sonst.“

Meine Brauen zogen sich zusammen. „Im ersten Impuls würde ich sagen, du spinnst.“

Tevje ist seit seiner Schulzeit ein Großstadtkind. Nachdem Fanny mit uns vom Dorf zu ihrem neuen Freund gezogen war, hatte ihn nie wieder etwas verleitet, in eine ländliche Wohngegend, geschweige denn in die Heimat zurückzukehren. Wir hatten beide anfangs Schwierigkeiten, den Verlust unseres naturverbundenen Zuhauses einzutauschen gegen eine Vierzimmerwohnung, aber Fannys Freund war freundlich zu uns. Er lehrte Physik an der Universität, und Tevje war eine Zeitlang ein großer Fan lichtelektrischer Experimente zur Quantenphysik. Leider starb der Professor kaum ein Jahr später, weswegen das Interesse meines Bruders an der Naturwissenschaft erlosch und wir gezwungen waren, unsere Mutter über sein Fehlen hinwegzutrusten, bis sie einen neuen Freund anschleppte. Da diese im Anschluss alle paar Jahre wechselten, erinnere ich mich nicht allzu genau an jeden von ihnen.

„Würde ich auch sagen.“ Tevje sprach in die entstandene Stille aus Nachdenken und Erklärungsnot. „War halt eine Idee.“

„Ich dachte, du fühlst dich wohl in der Stadt am Meer.“

Er zuckte die Achseln. „Mach ich.“ Es klang keineswegs überzeugend.

„Was sagt Mayumi dazu?“ Mayumi ist Tevjes Freundin. Seit zwei Jahren leben sie gemeinsam in Bari in Italien.

„Sie weiß es nicht.“

Fast hätte ich mitten auf der Straße angehalten. „Du hast sie aber noch alle, oder?“

„Der Hof von Opa Max ist mein Zuhause. Ich könnte doch genauso gut dort leben.“

„Mayumi ist nicht für einen Hof mit Hühnern und Schafen gemacht. Du – ehrlich gesagt – auch nicht.“

„Naja, war nur... so ein Gedanke.“

Etwas beschäftigte Tevje, das stand fest, und der Hauskauf war nur ein Vorwand.

„Was meinst du, was das Haus bringt, wenn sie es verkaufen?“, fragte er. „Es ist doch auch unser Geld, oder nicht? Ich kenne mich mit Erbrecht nicht so aus, aber ...“

Ich verschluckte meine Praxispläne. „Zuallererst ist es Paps‘ Geld. Solange er lebt, kriegen wir gar nichts. Aber vielleicht sollten wir mal recherchieren, was die Grundstückspreise hier betrifft. Nur, weil Dina die Immobilie bewertet, heißt das ja nicht, dass sie die für den Preis auch loskriegt. Das Haus ist runtergekommen und total verbaut. Wenn man den Stall und den Dachboden ausbaut, könnte es ganz hübsch werden, aber so ein Neubauernhaus aus den Fünfzigern ist einfach nicht mehr zeitgemäß.“

Opa Max war am Ende des Krieges in unserem Heimatdorf gestrandet. Der Großbauer, der mit dem Alt-Nazi in sich kämpfte, hatte ursprünglich alle Neuankömmlinge ohne Ansehen der Person erschießen lassen wollen. Er sah sich durch die Vertriebenen und heimatlos Gewordenen seines Besitzes beraubt und befürchtete, einen Haufen zusätzlicher Mäuler durchfüttern zu müssen, obwohl ihm und seiner Familie selbst das Essen knapp wurde. Die Idee, die Umsiedler statt der durch den Krieg fehlenden Männer als billige Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu nutzen, rettete ihnen das Leben. Wenig später wurde der Großbauer vom

kommunistischen Regime enteignet, und Opa Max bekam ein Grundstück zugesprochen, auf dem er sein Haus errichtete. Mit stolzgeschwellter Brust erzählte er oft, dass er jeden Stein mit Namen kenne und eigenhändig verbaut habe, um seiner Familie ein Zuhause zu schaffen.

Er heiratete kurz nach dem Krieg und bekam mit Oma Lotti vier Kinder, von denen zwei starben – eines an einer Lungenentzündung und eines, weil es zu früh geboren worden war. Unser Vater, der Älteste, und seine Schwester wuchsen wie wir auf dem Bauernhof auf. Meine Tante Christiane heiratete im zweiten Anlauf einen Amerikaner aus Arkansas und hielt den Kontakt zur Familie nur sporadisch aufrecht. So gesehen, ist unsere Sippe über die halbe Welt verstreut und hat sich nach der Wende von der stasibeäugten Grenzortfamilie zu einer internationalen Mixtur entwickelt.

„Was denkst du, ob sie mir einen Freundschaftspreis machen würde?“ Tevje ließ zu lange Pausen zwischen seinen Sätzen, und mir fehlte die Logik darin.

„Dina? Nie im Leben. Für dich schlägt sie noch was drauf.“

„Das Dorf hat nicht mal eine ausgebaute Infrastruktur“, überlegte er, ohne über meinen Witz zu lachen. „Es gibt keine besondere Verkehrsanbindung, also liegt der Grundstückspreis wahrscheinlich unter dem Durchschnitt. Dazu das alte Haus... Ich würde es nicht über hunderttausend schätzen, aber ich kann mich täuschen. Das Grundstück selbst wird auch nicht viel bringen, das ist nur was für Leute, die viel Geld in einen Bio-Bauernhof oder ein Gestüt oder sowas in der Richtung investieren wollen oder das Land verpachten.“

„Wenn du das Haus kaufst, musst du alle Erben auszahlen. Mich zum Beispiel.“

Tevje nickte nur salbungsvoll und ignorierte mein Grinsen.

„Ich war vorhin dort.“

„Beim Haus?“

„Vor der Beerdigung, deshalb kam ich ein bisschen später.“

„Und?“

„Da waren Fremde drin.“

„Wie – Fremde?“

„Ein Haufen Leute, die ich nicht kannte.“

„Und das sagst du erst jetzt?“

„Ich dachte, du wüsstest es.“

„Ich habe bei Opa Christoph übernachtet und bin von dort zum Friedhof gefahren! Was haben die da gemacht?“

Tevje flatterte die Luft zwischen den Lippen hindurch. „Sagen wir, es sah aus wie ...“ Er überlegte eine Weile. „Wie eine Kolonne von Zwangsräumern. Jedenfalls schleppten die da eine Menge Zeug raus.“

Als ich nach Luft schnappte, fügte er hinzu: „Ich hab’s nur gesehen, ich bin nicht reingegangen. Ich war mit dem Taxi da! Vielleicht sind das Leute aus dem Dorf.“

„Die Leute aus dem Dorf plündern doch nicht das Haus, während Paps bei einer Beerdigung ist. Die kennen wir doch alle.“

„Da waren immer so viele Leute. Ich erinnere mich nicht.“

Ich beschleunigte das Tempo. Tevjes scheinbare Gelassenheit übertünchte nur unzulänglich seinen Unmut. Darin gleichen wir uns leider gar nicht. Ich bin im Gegensatz zu ihm geradeheraus mit meiner Meinung.

Zwischen den milchig-blauen Fetzen am Himmel blendete mich die Sonne mit ihren Reflexionen auf der nassen Straße. Wieder einmal staunte ich, wie weit sich der Blick über die Felder und sanft abfallenden Hügel auf mein altes Heimatdorf öffnete, sobald sich der Wald lichtete. In der verstrichenen Landschaft mit den wie Nebel verwehenden Schneeflocken wirkte es vergessen von der Zeit. Wehmut überfiel mich, ein Gefühl zerrissener Melancholie aus gleichzeitigem Heim- und Fernweh.

In seligem Einvernehmen mit der Natur wuchsen wir Kinder zwischen Schafen, Eseln und Hühnern und mit Beppo, dem Hütehund, auf. Unser Großvater und Paps bewirtschafteten neben ihrer Arbeit in der LPG Hand in Hand den kleinen

Bauernhof. Sie hielten zwei Pferde, von denen der Hengst lammfromm und die Stute tückisch war, fütterten zugelaufene Katzen, und adoptierten nacheinander drei Hunde aus dem Tierheim. Überhaupt hatte mein Großvater eine seltsame Affinität zu Tieren ohne Heimat und zu Pflanzen, denen er das Leben rettete.

Wenn er nicht mit seinen unzähligen Blumen sprach, saß er oft vor dem Haus und spielte Mandoline oder Geige, manchmal auch ein klagendes Akkordeon, das die Klänge von Sehnsucht und Heimweh in den Abend trug. Dann sang er polnisch und jiddisch – in meinem Gedächtnis haftet vor allem das Lied über die blauen Nächte von Tel Aviv. Einst hat er den Text für uns übersetzt, aber außer, dass es vom Nachhausekommen handelte, habe ich nichts behalten.

Ich liebte meinen Großvater über alles; er war ein lebenskluger, achtsamer Mann mit einem messerscharfen Blick fürs Detail und einem augenzwinkernden Humor. Sein Verlust schmerzte mich nach wie vor.

Vor dem Haus von Opa Max stellte ich das Auto ab und ließ Tevje ohne ein Wort zurück. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, umwehte mich Stimmenlärm, Leute wuselten in den Räumen herum wie am Set eines Films kurz vor dem Dreh. Keiner schenkte mir Beachtung.

„Sind die Kerzenhalter noch da?“

„Kann ich mir diese Stühle mitnehmen?“

„Hör mal, brauchst du die Tortenplatten?“

„Was soll mit den Klamotten passieren?“

Ich begriff nicht, warum mein Vater zuließ, dass ein Haufen fremder Menschen in diesem Haus umeinander rannte und wahllos Sachen wegschleppte.

Eine Frau in Jogginghosen, die das Essgeschirr meiner Großeltern plünderte, sah irritiert auf, als ich mich direkt neben sie stellte.

„Oh ...“, sie zögerte kurz, vor dem Buffet kniend und die Hand schon zum nächsten Porzellanstück ausgestreckt. „War das Ihres?“

„Ja, und zwar alles. Mir gehört dieses Haus.“ Ich schlug bewusst einen vor Arroganz triefenden Tonfall an.

Sie ließ die Hand sinken. „So?“

„Ich bin Elisa Winterhalter, und mir und meinem Bruder Tobin gehört dieses Haus. Ich weiß nicht, was Sie hier wollen, aber wenn Sie nicht möchten, dass ich Sie wegen Diebstahl und Hausfriedensbruch anzeige, sollten Sie gehen.“

Die Frau lachte lauthals auf. „Ach Schätzchen, nicht doch.“ Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ich bin eine Bekannte deines Vaters und außerdem mit Perdita befreundet.“

Entwaffnet hoffte ich darauf, Paps würde diesem Albtraum möglichst schnell ein lautstarkes Ende bereiten. Dann erinnerte ich mich daran, dass er beim Kaffeetrinken saß und diese miese Show hier wissend laufen ließ.

Angewidert von ihrer Raffgier, sah ich auf die Frau hinunter, die unbeeindruckt von mir weiter kramte.

„Ach, Elisa...! Bist du auch mal wieder da?“ Die schrille Stimme gehörte der Vorsitzenden des Heimatvereins. Nach dem Tod von Oma Lotti vor vier Jahren hatte sie sich angeboten, meinem Großvater das Alleinsein zu versüßen, aber ich denke, sie hat sich mehr versprochen, als gelegentlich einen Kuchen vorbeizubringen und eine Kanne Kaffee zu kochen. Im Nachhinein hege ich den Verdacht, sie hielt sich selbst für die einzig mögliche Alternative zu der toten Oma Lotti. So betrachtet, entzog sich mein Großvater durchaus elegant dieser Bedrängnis, indem er zwei Jahre später ebenso vom Recht des Ablebens Gebrauch machte.

Die von ihm Verschmähte schleppte eine Osterschäfchen-Backform aus Steingut fort, aber bevor ich sie anraunzte, schwenkte sie die braunglasierte Schüssel vor meiner Nase herum. Kleine bunte Glasperlen klapperten darin, etwa

zwanzig Stück in unterschiedlichen Farben. „Die sind doch hübsch, die Perlen, was? Die lagen da drin, keine Ahnung, wieso. Aber früher hast du doch gern Ketten gefädelt. Nimm sie dir mal raus.“

Automatisch griff ich in den Steinguttopf und klaubte die Perlen heraus.

„Ich wusste doch, dass sie dir gefallen!“ Ihr feistes Gesicht mit den schlaffen, von der Begeisterung geröteten Wangen strahlte. Ich erwartete einen nachsichtigen Nasenstüber und wich vorsichtshalber ein paar Schritte zurück. Zum Dank hob ich kurz die Hand und suchte eilig nach Tevje, den ich im Haus vermutete. In einer etwas ruhigeren Ecke hielt ich inne und besah mir mein zugedachtes Erbe. Die Perlen besaßen eine unregelmäßige Form und schillerten in unterschiedlichen Farbnuancen. Vorsichtig rollte ich sie mit dem Daumen auf den Handflächen hin und her und befühlte ihre Unebenheiten. Als kleines Mädchen hatte ich oft mit solchen Glasperlen gespielt, weil Oma Lotti eine ganze Schachtel voll davon besaß. Ob die wohl noch existierte?

„Elisa?“

Mein Name erklang mit Perditas Stimme, die knapp an mir vorbeihuschte. Mit ihr wehte eiskalte Luft in den Hausflur. Ich folgte ihr. „Warum dürfen die hier alle in den Schränken wühlen?“

„Weil wir das Haus verkaufen und alles haben, was wir brauchen.“

„Wie kannst du zulassen, dass es hier wie bei einer Plünderung aussieht?“

„Besser so, sonst kommt eine Firma. Das ist teuer. Such dir auch aus, was du willst.“

„Ich brauche nichts. Solange sie nicht mein Bett wegschleppen.“

Perditas Hand tätschelte mir den Kopf. Ich ruckte nach hinten. „Das bleibt, bis du weg bist.“ Sie langte an meine Wange, ich verpasste es, mich schnell genug zu ducken, sodass sie

mir mit den Fingerspitzen aufmunternd darauf klopfte. „Oh, Ninita, no estes triste! Es ist nur ein Haus! Trauere um Menschen, nicht um Dinge.“ Sie ließ mich stehen und plapperte halb spanisch, halb deutsch mit einigen Frauen und rief aufgeregt ein paarmal laut durch die Räume.

Allmählich begriff ich, dass der Verkauf des Hauses keine vage Idee, sondern beschlossene Sache war. Ich entschied, so bald wie möglich mit Paps zu sprechen und diesem Käufer zuvorzukommen. Das einzige Problem lag darin, dass ich mein Anliegen bisher nicht ausreichend durchdacht hatte und es nur aus ein paar Bleistiftskizzen bestand.

Schnell stopfte ich die Perlen in die Hosentasche und schaute mich um. Paps entdeckte ich ebenso wie Tevje nirgendwo. Für ein Gespräch wäre in diesem Gedränge zwischen Möbelträgern und klappernden Geschirrfurien ohnehin ein ungünstiger Zeitpunkt. Ich zwängte mich durch die mir fremden Menschen hindurch und verbarrikadierte die Tür zum Dachboden hinter mir. Von unten drangen nur gedämpfte Geräusche hinauf. Früher war dies ein verbotener Ort. Uns Kindern wurde stets eingeschärft, dass wir wegen des morschen Fußbodens durch die Decke brächen, wenn wir dort oben herumstrolchten. Abgesehen von den kaum auszumalenden Verletzungsgefahren, die unter dem Dach lauerten. Einige Male schob ich den schweren Stoffvorhang beiseite, der den Zugang zur Bodentreppe abschirmte, und ertete sofort Schelte. Wenn es niemand bemerkte, schlichen wir Zwillinge trotzdem hier hinauf. Dina weihten wir nicht ein, sie zeigte ohnehin kein Interesse an Kletterabenteuern auf einem staubigen Speicher.

Es klopfte an der Bodentür, dreimal lang, viermal kurz, einmal lang. Tevje. Ich öffnete.

Er presste die Lippen aufeinander und zuckte die Schultern.

„Ich hab’s dir gesagt.“

„Ich habe Perdita nicht für so ein Aas gehalten.“

„Denkst du, sie ist die Strippenzieherin?“

„Wer denn sonst?“

Tevje setzte sich auf eine alte Kiste nahe dem kleinen Bodenfenster. Sein Atem blies weiße Wolken in die staubige Luft.

„Liz... denkst du, ich bin nicht sauer?“ Er sah mich an mit diesem Blick, der bis auf den Grund der Seele schaut. Nur mein Zwilling darf sowas. „Ehrlich, lass uns runtergehen und mit unserem Vater reden.“

Ich schüttelte den Kopf. „Tevje... er weiß es doch und unternimmt nichts dagegen. Ich frag mich nur, wo die beiden demnächst wohnen. Wozu Miete zahlen, wenn sie hier ein abbezahltes Haus haben? Gut, es ist sanierungsbedürftig, aber...“ Da Tevje nach dem Lichtschalter suchte, unterbrach ich mich im halben Satz und schaute auf dem Dachboden umher. Ein paar alte Kartons und ein wurmstichiger Reisekorb standen hier oben, nichts Aufregendes. Der einzige altertümliche Schrank war abgeschlossen, der Schlüssel vorzeiten in diesem Haus verschollen. Sein Versteck kannte meines Wissens niemand mehr.

Tevje malte mit seinen Stiefeln Muster in den Staub auf dem Boden. „Denkst du, sie lassen uns was übrig?“

„Willst du was?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich wüsste nicht, was.“

„Aber du bist echt traurig wegen der Sache da unten.“

„Ich verstehe nicht, warum sie unser Zuhause auseinandernehmen. Ich kann mir keinen Grund für die Eile vorstellen.“ Mich plagte dieselbe Ungewissheit. „Wir reden mit Paps“, versprach ich. „Und wir müssen Feuer machen, falls wir nicht erfrieren wollen.“

Tevje rüttelte an der Schranktür. „Weißt du noch, wie wir früher immer geraten haben, was wohl da drin ist?“

„Wir werden es bestimmt erfahren, denn irgendwann kommen sie darauf, dass hier auch noch was zu holen ist.“

Mein Bruder begutachtete den Schrank und tastete das teilweise aufgequollene Holz ab. Dann lächelte er. „Ich denke, ich will doch was. Vielleicht finde ich ja den Schlüssel.“

Ich lachte auf und schob meine eiskalten Hände in die Hosentaschen. „In diesem Haus gibt es wahrscheinlich hundert Millionen alter Schlüssel, und keiner passt.“

Indes packte der Zwilling den Schrank an der Seite und versuchte, ihn zu bewegen. „Der ist schwer wie ein totes Pferd. Hilf mir mal.“

„Wozu?“

„Vielleicht ist die Rückseite ja schon am Auseinanderfallen, dann brauchen wir keinen Schlüssel.“

Die alte Abenteuerlust ging mit mir durch. Ich griff auf der gegenüberliegenden Schrankseite zu und rückte das Unge-
tüm zusammen mit Tevje ein paar Zentimeter von der Wand ab. „Was ist denn da drin, Mann?“, stöhnte ich.

Mein Bruder glitt mit der Hand auf die Schrankrückseite.

„Schade“, sagte er. „Die ist völlig unversehrt.“

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete das Möbelstück aus der Entfernung. „Was denkst du, wie alt der ist?“

„Sechzig, achtzig, hundert Jahre? Ich denke, Oma und Opa haben ihn geschenkt bekommen, als sie das Haus gebaut haben. Was, wenn sie den Schlüssel längst verloren haben?“

„Dann nehmen wir einen Dietrich. Das kann doch nicht so schwer sein. Was wir in jedem Fall machen, ist, den Schlüssel von der Bodentür mitzunehmen.“ Er schürzte unternehmungslustig die Lippen.

„Du glaubst echt an ein wahnsinnig großes Geheimnis, was?“

„Könnte doch sein.“

Meine Hände waren inzwischen so kalt, dass ich steife Finger bekam. Trotzdem mühte ich mich, ein brauchbares Foto vom Schrankschloss zu schießen. Tevje schloss die Bodentür ab und steckte den Schlüssel ein.

„Seit wann bist du eigentlich unterwegs?“, fragte ich. Mein Bruder war mit der Frühmaschine aus Rom gekommen, da er keinen Direktflug von Bari nach Berlin erwischte hatte. Jetzt erst fiel mir auf, wie müde er aussah.

„Seit gestern Abend halb zehn.“

Ich sah auf mein Handy. Die Uhr zeigte fünf vor drei.

„Hast du zwischendurch geschlafen?“

„Ein bisschen. Aber im Flieger schlafe ich nicht gut.“

„Dann lass uns Feuer machen und den Irrsinn unten ignorieren. Ich glaube nicht, dass Perdita oder Paps jemanden hochlassen, wenn wir hier schlafen.“

Tevje und ich teilten das alte Bauernbett im Gästezimmer meiner Großeltern. Ich habe es immer geliebt, stundenlang mit ihm die unmöglichsten Ideen kaputt zu philosophieren. Deshalb freute es mich umso mehr, dass seine Lebensabschnittshälfte fehlte. Mayumi hat das Aussehen eines asiatischen Models, aber egal, was man ihr erzählt, sie lächelt vollkommen verständnislos vor sich hin und verbeugt sich zu jeder Gelegenheit wie ein Wackeldackel. Falls sie spricht, redet sie in einem wunderlichen Kauderwelsch aus allen Sprachen, die sie kennt. Und sie häkelt, wann immer man sie für mehr als zwei Minuten allein lässt. Bei ihrem Antrittsbesuch vor ein paar Jahren häkelte sie sich sofort in das Herz von Oma Lotti. Die verstand zwar kein Wort von dem, was die Freundin ihres Enkels palaverte, aber die japanische Schönheit fertigte überaus niedliche Amigurumis – winzige Schildkröten, Pinguine und Schweine und Mädchen mit Kimonos und Pudelmützen. Ich habe mich nie getraut, ihr zu sagen, dass mir statt dem Elefanten im rosa Tutu ein Fuchs besser gefallen hätte. Oder ein Zebra. Die kleinen Wollfiguren waren, nebenbei bemerkt, das Einzige, was ich an Mayumi mochte.

Das Gewusel im Haus hatte etwas nachgelassen, ich tippte auf einen erheblichen Rückgang an reizvollem Handgut.

„Ich wünsche allen noch frohe Stunden bei der Plünderung!“, rief ich laut durch den Flur und polterte die Treppe hinunter. Tevje neben mir feixte lautlos und klopfte auf seine Hosentasche. Ich verzichtete darauf, ihm die Vorfreude zu nehmen, obwohl ich, den Schrankinhalt betreffend, maximal bei

mottenzerfressener Bett- und Tischwäsche der fünfziger Jahre landete.

„Wie lange bleibst du?“, fragte ich ihn, als er den Seesack aus dem Auto zerrte.

„Vier Wochen. Ich dachte, da ich nur alle paar Jahre nach Hause komme... Außerdem ist Mayumi in Japan. Aber ich muss trotzdem ein bisschen arbeiten.“

Tevje ist bei einem Pharmakonzern angestellt, für den er sich um das Qualitätsmanagement kümmert. Sein Arbeitsort ist vollkommen egal, solange es Internet gibt.

Er ließ sich auf das Bett fallen. „Liz, ich halte das hier keine vier Wochen lang aus.“

„Du kannst bei mir wohnen, oder dachtest du, ich bleibe hier länger als das Wochenende? Die können ihre Behausungen schön selbst ausräumen. Außerdem sind meine Sachen bei Opa Christoph. Also, in der Wohnung. Ich bin schon seit Freitag letzter Woche hier.“

„Warum?“

„Ich war nochmal bei Victor.“

„Als er gestorben ist?“

„Ungefähr eine Stunde vorher.“

„Scheiße. Und?“

„Er ist ganz friedlich eingeschlafen.“

Tevje nickte beruhigt. „Aber weißt du“, setzte er wieder an, „da wir keine zehn Jahre alt sind, werden sie uns schon zum Anfassen verpflichtet.“ Er warf sich quer auf die Matratzen, zog sein Handy aus der Hosentasche und wählte eine Nummer. „Ich muss Mayumi anrufen, bevor sie schlafen geht.“

„Du musst?“ Sein seltsamer Tonfall war mir nicht entgangen. Er lachte. „Sonst ist sie sauer. Im Ernst, Liz, ich habe keine Lust auf fast zehntausend Kilometer Diskussion.“

Er hatte mir das schonmal erzählt, aber mich beeindruckt die Entfernung zwischen Japan und Deutschland immer wieder aufs Neue. Das sind eine Viertelerdumrundung und acht Stunden Zeitverschiebung!

Tevje führte ein schier unendliches englisches Gespräch mit der Japanerin. Ich sah ihm dabei zu, wie er sich vom Bauch auf den Rücken drehte und die Augen rollte. Im Gegensatz zu mir bediente sich Tevje so vieler Fremdsprachen, dass ich mich fragte, in welcher Sprache er träumte. Deutsch? Englisch? Italienisch? Oder gar Japanisch? Die Sprachbegabung haben wir von Fanny geerbt, die als Französischlehrerin arbeitete.

Mitten im Nachdenken darüber bemerkte ich, dass Tevje langsamer redete und dabei sinnlosen Wortsalat produzierte. Dann fiel ihm das Handy aus der Hand, und er war eingeschlafen. Ich hörte Mayumi am anderen Ende der Welt nach ihm rufen und klaubte das Telefon von der Bettdecke. „He’s sleeping“, informierte ich sie. „It was a long journey.“

Mayumi brauchte ein paar Sekunden, bevor sie meine Stimme zuordnete. Ingeheim hatte ich schon mit einer lustigen Eifersuchtstirade geliebäugelt, aber sie erkannte mich schneller, als das Misstrauen in ihr hochkochte. Sie erkundigte sich nach meiner Gesundheit und unseren Plänen für die kommenden Tage mit Ausnahme der Schranköffnung. Ich antwortete ihr, dass dieses Unterfangen sicher die gesamte Zeit beanspruchen würde, in der Tevje nicht am Computer saß. Und dass wir versuchten, dem Beutezug durch Opa Max‘ Haus ein Ende zu setzen.

Mein Bruder hatte dieses Detail verschwiegen. Lang und breit beschrieb ich ihr, was wir vorgefunden hatten, und nur weil Tevje hin und wieder die Augen aufschlug und irgendetwas von Zusammenreißen und Runterkommen murmelte, bemerkte ich, wie es mich aufregte.

Nachdem ich das Gespräch mit meiner Schwägerin in spe beendet hatte, lauschte ich ein paar Sekunden auf Tevjes gleichmäßigen Atem. Jetzt wäre ein passender Zeitpunkt für die Unterredung mit Paps. Wenn ich doch nur mein Skizzenbuch mitgenommen hätte! Fürsorglich warf ich eine Decke über die Zwillingseele und schlich aus dem Zimmer.

Paps saß allein mit Perdita in der Küche. Er umklammerte ein Schnapsglas und schaute auf, als ich hereinkam.

„Lizzy.“ Er wirkte überrascht. „Habt ihr alles, was ihr braucht? Ich habe schon Holz und Kohlen nach oben gebracht.“

„Wir haben alles.“ In mir regte sich der pure Trotz. „Ich würde nur gern wissen, was das für Leute waren, die hier rumgekrant haben.“

„Trödler. Perdita kennt sie.“

„Ein... Trödeltrupp? Am Tag der Beerdigung?“

Mein Vater druckste unschlüssig herum und vermied es, mir in die Augen zu schauen.

„Das Haus muss so schnell wie möglich verkauft werden“, krächte Perdita von der Kaffeemaschine aus. „Ich habe Sehnsucht nach Argentinien.“

„Was soll das denn heißen?“

„Wir gehen nach Argentinien. Sobald wir das Haus verkauft haben.“

Mir blieb fast das Herz stehen. „Nach Argentinien?“, wiederholte ich ungläubig und stellte mir vor, wie meine Familie sich noch weiter über den Globus verteilte.

„Es gibt einen Interessenten für das Haus, und wir sind gerade dabei, den Verkauf dingfest zu machen“, schaltete sich mein Vater ein. „Ich werde älter, Lizzy. Ich kann diesen Hof nicht mehr versorgen.“

„Wie... Interessent?“

Just in diesem Moment erschallte aus meinem Handy der Walkürenritt, der Klingelton, den ich extra für Fanny ausgesucht habe, und auf dem Display erschien ihr Name.

„Elisa?“, greinte sie aus der Ferne. „Ich würde gern morgen mit dem Ausräumen der Wohnung beginnen. Opa Christoph und Victor sind ja nun weg. Gerade haben wir Opa ins Heim gebracht, die paar Sachen konnten wir so transportieren. Mit dem Rest wird es nicht so einfach gehen, ich will da ja auch nochmal alles durchsehen. Das reinste Chaos. Wann da das

letzte Mal saubergemacht worden ist? Naja, es ging alles kurz und schmerzlos, Opa hat ein schönes Zimmer bekommen, das Doppelzimmer, weißt du, bloß dass er jetzt allein darin wohnt. Vielleicht bekommt er bald einen Mitbewohner.“

Ich entfernte mich in Richtung Küche. „Fanny! Tevje und ich sind kein Umzugsunternehmen!“

„Hast du keinen Urlaub genommen? Oder Überstunden?“, fragte sie schnippisch. „Das hättest du dir doch denken können. Außerdem: Tobin kann seine Zeit frei einteilen. Einer von euch reicht ja für den Anfang. Ich will erstmal eine Sichtung vornehmen.“

Ich ließ die Schultern fallen. Fannys Vorstellungen von praktischer Tätigkeit gipfelten allesamt in der Frage, wann und vor allem, wer die Arbeit bewerkstelligte. So handhabte sie das mit jedem auftauchenden Problem. Jedwede Verantwortung wälzte sie auf andere ab und kümmerte sich stattdessen um ihre eigenen Belange, was hieß, dass sie in einem kleinen Studio Yoga- und Qi-Gong-Stunden gab und mit Frauengruppen Meditationsgesänge zelebrierte, wenn sie nicht ihr Didgeridoo spielte. Sie hatte damit angefangen, als Tevje und ich in die Schule kamen, und in einer Physiotherapie als Ausgleichssport Yoganastik betrieben. Einer ihrer Verehrer hatte ihr das Spielen der Zither beigebracht, und eine Weile sang sie volkstümliche Lieder zwischen Abendessen und dem Korrigieren der Französisch-Tests, bevor sie mit dem nächsten Liebhaber trommelte, bis sie eine Abmahnung von der Hausgesellschaft bekam.

Ich hielt wie immer das Telefonat mit Fanny so kurz wie möglich und stöberte dabei unauffällig in den Schubladen der Küchenschränke herum. Angelaufene Besteckteile klapperten zwischen meinen Fingern, ich schob alte Kassenzettel, Haushaltsgummis, abgebrochene Bleistifte und einen einsamen Marmeladenglasdeckel zur Seite, aber ich fand keinen Schlüssel. Mit einem Blick aus dem Fenster auf den

trostlosen Garten überlegte ich, wo jemand einen Bodenschrankschlüssel deponieren würde, und wanderte – meinen Gedanken folgend – in den Flur. An einer nagelbestückten Baumscheibe hingen eine Menge altertümlicher Schlüssel herum, ich steckte sie mit einer Handbewegung alle zusammen in die Jackentasche. Ein Wunder, dass sich niemand für die dazugehörigen Schlösser interessiert hatte. Ich fragte mich, wie mein Vater oder Perdita den Schrank dort oben unter dem Dach öffneten, wenn der Schlüssel nicht mehr auftauchte. Dann fiel mir Tevjes Vorschlag mit dem Dietrich ein. Ich huschte in die Holzwerkstatt und suchte nach etwas Passendem, doch ich fand nichts und beschloss, meinem Bruder den Einkauf des Einbruch-Werkzeugs zu überlassen. Für den Moment hatte ich genug von Opa Max' Haus und den verkramten Zimmern und der Kälte unter dem Dach.

Tevje erwachte von meinem Rumoren mit dem Ofen. Ich hatte schon ewig kein Feuer mehr entfacht. „Papier“, nuschelte er. „Du musst zuerst diese Eierpappen anzünden.“ Er deutete hinüber zu einem Eimer und fiel wieder in die Kissen. Ich fand Streichhölzer, und kurz darauf roch es nach Rauch und alter Asche und knisterndem Holz. „Scheiß-Kälte hier“, jammerte Tevje, der sich, unter der dicken Decke hockend, seinen Schal um den Hals wickelte und mich finster beobachtete. Ich legte ein paar größere Scheite und einige Kohlen zu dem winzigen Feuer und zeigte ihm das Schlüsselsortiment, das ich geklaut hatte. Sein Blick streifte flüchtig meine Hand.

„Davon passt keiner, Liz.“

„Du hast es ja noch nicht probiert.“

Ich wedelte den Rauch fort.

„Das muss ich auch nicht, das kann ich so sehen.“ Was er sah, blieb sein Geheimnis, denn er schaute nicht mal genau hin, sondern blinzelte wild und rieb sich über die Augen.

„Fanny will, dass wir morgen in der Wohnung von Opa Christoph helfen.“

„Ich muss arbeiten.“ Er klang, als wügte er jeden Moment sein letztes Essen hoch.

„Das glaubt sie nicht.“

Tevje bibberte und zerrte die Decke fest um sich. „Ich glaube, ich fliege wieder nach Bari.“

„Was!?“

Er grinste. „War ein Scherz, Babysister. Keine Sorge, ich lass dich mit Fanny schon nicht allein.“ Wenn ich es recht bedachte, klang es, als redeten wir über eine Urgroßtante dritten Grades statt von unserer Mutter.

„Ich hätte nie gedacht, dass ich das hier mal so hassen würde“, seufzte Tevje mit einem Anflug von mitleiderregender Theatralik und schnarrender Stimme. „Aber Bari ist einfach so viel wärmer. Wir hätten lieber bei Opa Christoph übernachten sollen.“ In dessen Etagenwohnung gab es eine funktionierende Gasheizung und einen größeren Kachelofen als diesen hier. Tevje und ich schliefen dort in den Ferien in einer schrägen Kammer am Ende eines fensterlosen und deshalb stockfinsteren Gangs.

Das halberfrorene Bruderherz sah aus dem Fenster in das Dämmerlicht des grautrüben Tages und fing an zu husten. „Der Rauch bringt mich um, Liz!“, japste er. „Was hast du da veranstaltet?“

„Ich musste das Heizen erst wieder üben.“ Mit beiden Händen fächelte ich die letzten Rauchschwaden weg.

„Wenn ich einen Hund hätte, wäre ich jetzt nochmal an die frische Luft gegangen“, krächzte Tevje. „Jetzt werde ich halt an einer Rauchvergiftung sterben.“

„So viel Zeit hast du nicht.“

„Wieso?“

Ich grinste ihm zu. „Weil Fanny uns zum Essen in ein Restaurant beordert hat, also musst du sowohl ohne Hund raus als auch deine Erstickung vertagen“, witzelte ich.

„Ich würde beides vorziehen“, hielt mein Zwilling dagegen und räusperte sich. Es folgte ein weiterer dramatischer

Seufzer, bevor er sich streckte, und sich erneut die Augen rieb. „Ich fühle mich, als hätte ich ‘nen Jetlag, was gar nicht sein kann.“

„Vielleicht wirst du krank.“

„Im Moment fühle ich mich so robust wie ein verrostetes Vorhängeschloss.“

Er raffte sich auf und stieg gehorsam in mein Auto, lehnte sich zurück und schloss die Augen. „Wie lange bleiben wir?“, erkundigte er sich.

„Bis wir aufgeessen haben.“

„Das ist unmöglich. Ich wette mit dir, Fanny kaut dir wieder die Ohren ab wegen der Wohnung.“

„Mit dir kann sie ja nichts anfangen. Niemand mag Qualitätsmanager.“

„Mach mal halblang.“ Tevje grinste wieder in sich hinein. Das sieht so süß aus, dass ich mich glatt in ihn verlieben würde, wäre er nicht mein Bruder.

Wir hatten beide so etwas in der Art befürchtet: Unsere Mutter flanierte uns ohne die Spur von Trauer am Arm eines fremden, untersetzten Mannes mit weißem Haar und Vollbart entgegen. Er lächelte breit und begrüßte uns, als hätten wir gestern erst beim Bier zusammengesessen. „Ach, eure Mutter hat so viel über euch erzählt. Ich kenne euch praktisch schon Jahre.“

Ich versuchte, mir vorzustellen, welche Anekdoten sie zum Besten gegeben hatte. So ausschweifend waren ihre Erzählungen sicher nicht ausgefallen, denn die meiste Zeit war sie mit ihren Liebschaften beschäftigt.

„Das ist Tiede“, säuselte Fanny aus dem Hintergrund. „Mein Freund. Ist Zeit, dass ihr ihn kennenlernt.“

„Und wie heißt er eigentlich?“, wollte ich wissen.

„Dietrich“, sagte der Neue und lachte ein bisschen lauter.

„Tiede ist Körpertherapeut und kommt aus Antwerpen.“

Heimlich stieß ich Tevje an. „Bestimmt geht sie mit ihm nach Belgien.“

Dieses Mal grinste mein Bruder nicht, was mir seltsam vorkam. Ich schob es auf seine gesundheitliche Verfassung. Er war auffällig blass und hatte bläuliche Augenringe.

Tiede wies uns die Plätze am Tisch zu. Mein Geschwisterteil versuchte sich in Unauffälligkeit, was ihm allein wegen der übersichtlichen Personenzahl nicht gelang. Wie er vorausgesagt hatte, überfiel mich Fanny sofort mit der Wohnungsgeschichte.

„Ich denke, wir sollten morgen früh gleich anfangen. Eine Firma hat sich wegen der Haushaltsauflösung schon alles angesehen. Ihr könnt morgen nochmal durchgehen, und dann räumen wir alles soweit zusammen, dass wir die Tapeten runternehmen können. Alles muss raus, der Fußboden, die Paneele, alles. Der Vermieter will nackte Wände sehen.“ Sie strahlte den Körpertherapeuten an, und ich fragte mich, was ein solcher Mensch tagsüber so treibt.

Meine Gedanken wurden unterbrochen von: „Elisa, du bist doch unser Organisationstalent. Kannst du gleich noch eine Liste machen, was alles erledigt werden muss? Und dann ...“, sie ergriff meine Hand, „... könnt ihr morgen früh schon mal anfangen. Ich muss noch was erledigen und will Tiede noch was zeigen... es ist wirklich wichtig... ich komme dann später dazu...“

Mein Zwilling setzte ein triumphierendes Lächeln auf. Ich wettete schon lange nicht mehr mit ihm, weil er von jeher die bessere Menschenkenntnis hat. Zu mir sprechen eher Sonografie-Aufnahmen, Blutwerte und EKG-Kurven.

Da ich resigniert nickte, sicherte mir mein Lieblingsbruder seine uneingeschränkte Hilfe zu, was ich äußerst nobel von ihm fand. Fanny ermahnte mich, Rücksicht auf ihn und seine Arbeit zu nehmen und ihm Zeit für seine erforderlichen Telefonate mit Mayumi einzuräumen. Tevjes Freundin hatte sie unverkennbar ins Herz geschlossen, und wenn ihn die schöne Japanerin jemals verließ, litte meine Mutter gewiss unter größerem Liebeskummer als er.

Der Körpertherapeut lachte zu unserer Kommunikation pausenlos in sich hinein. Ich suchte verzweifelt den Witz daran, bis ich aufgab.

Leider hatte mein Bruder zu Recht vorhergesehen, dass wir nicht sofort nach dem Essen aufsprangen – Tiede nötigte uns zu vier Partien Doppelkopf im Pensionszimmer. Tevje fiel spät in der Nacht in die Kissen des eiskalten Schlafzimmers. Da wir das Feuer so lange unbeaufsichtigt gelassen hatten, hielt es im Verlöschen nur ein wenig Restwärme. „Versprich mir, dass ich nicht jeden Tag so viele Menschen und so viel Kälte aushalten muss“, jammerte er, „und außerdem ...“ Mit-ten im Satz schlief er ein.

Beim Ausziehen meiner Jacke klimperten die Schlüssel aus der Tasche auf den Teppich. Tausendmal lieber, als eine Aufgabenliste zu schreiben und Möbel zusammenzuschieben, hätte ich den verflixten Schrank geöffnet, damit uns keiner zuvorkam oder das massive Ding ungeleert weg wuchtete.